

aus Deutschland



Foto: Juliana Bittencourt, Bowolenta

## Stipendien-Aufenthalt in Brasilien

vom 04. Januar bis 04. April 2009

## Kreatives Wohnen in São Paulo

Von Grit Eggerichs

Brasilien, vom 04. Januar bis 04. April 2009



# Inhalt

|   |    |
|---|----|
| 1. Zur Person   | 50 |
| 5. Januar 2009, 19.20 Uhr – Ankunft an der doppelten Gurgel       | 50 |
| 2. Ein mentales Problem   | 51 |
| 3. Der zweite Immobilienmarkt                                     | 53 |
| 4. 5.000 Reais fürs Verschwinden                                  | 54 |
| 5. Zahlen   | 55 |
| 7. Januar 2009, 21.30 Uhr – Am Kopf des Minhocão                  | 57 |
| 6. Verônica Kroll baut ein Haus                                   | 58 |
| 7. Gründerzeit  | 58 |
| 25. Januar 1971, 10.30 Uhr – Paulo Maluf baut sich ein Denkmal    | 61 |
| 8. Ein Paradies, von Stadt umgeben                                | 61 |
| 9. Zentren und Peripherien  | 64 |
| 10. Die Maklerin  | 65 |
| 11. Der Traum vom eigenen Heim                                    | 66 |
| 21. Januar 2009, 9.50 Uhr – Rua Amaral Gurgel Ecke Major Sertório | 67 |
| 12. Classe Média  | 68 |
| 2. April 2009, 15.00 Uhr – 3.600 Meter Ideen                      | 68 |
| 13. Ordnung und Fortschritt                                       | 69 |
| 14. Besetzt   | 71 |

---

|   |    |
|---|----|
| 15. Ein Festtag   | 72 |
| 4. Februar 2009, 21.15 Uhr – Urbanisiert schöner wohnen | 73 |
| 16. Die Gesetze sind gut                                | 73 |
| 22. Juli 1991 – Verschwunden                            | 75 |
| 17. Ein universelles Menschenrecht                      | 75 |
| 18. Aus Rücksicht auf die Bewohner                      | 77 |
| 24. Februar 2009, 22.30 Uhr – Agora vai!                | 79 |
| 19. Danke   | 79 |

In Brasilien leben acht Millionen Familien in Behausungen ohne Anschluss an Wasserversorgung oder Kanalisation, improvisiert, illegal. São Paulos Favelas sind in den vergangenen zehn Jahren fünfmal schneller gewachsen als die gesamte Metropole. Drei von 11 Millionen Einwohnern der Stadt leben nach offiziellen Berechnungen außerhalb jeder Stadtplanung.

Staatliche Sozialpolitik hat in Brasilien keine Tradition. Der Kampf um angemessenen Wohnraum für alle war und ist Sache der sozialen Oppositionsbewegungen. In den Siebzigerjahren arbeiteten sie im Untergrund, nach dem Ende der Militärdiktatur kämpften sie für die Garantie sozialer Rechte in den Gesetzen der neuen Demokratie. Und als sich in den Neunzigerjahren an der Situation nichts änderte, besetzten sie mit Tausenden wohnungsloser Familien leerstehende Gebäude. Als der Gewerkschaftsführer Lula da Silva Präsident des Landes wurde, musste das Movimento seine Oppositionsrolle aufgeben. Viele Aktivistinnen und Aktivisten kooperieren heute mit der Regierung – die hat nach sieben Jahren aber noch immer kein überzeugendes Konzept für sozialen Wohnungsbau vorgelegt.

## **1. Zur Person**

Grit Eggerichs wuchs in einer Marinestadt an der Nordsee auf, studierte an der Uni Leipzig Kommunikationswissenschaft, Geschichte und Lusitanistik und begeisterte sich bei einem Bürgerradio für die Arbeit im Hörfunk. Nachdem sie die Evangelische Journalistenschule in Berlin absolviert hatte, zog sie nach Köln und arbeitete dort zunächst als Redakteurin bei dem Sender WDR5. Heute ist sie als freie Reporterin und Autorin für verschiedene ARD-Radiosender unterwegs.

Nach zwei längeren Aufenthalten in Brasilien glaubte sie, über einige Landeskenntnis zu verfügen. Dann landete sie im Januar 2009 in São Paulo.

## **5. Januar 2009, 19.20 Uhr – Ankunft an der doppelten Gurgel**

„Rua Amaral Gurgel? Gefährliche Gegend.“ Der Taxifahrer biegt links ein, und es wird finster. Auf dem Mittelstreifen zwischen den Fahrbahnen erhebt sich alle 20 Meter ein breiter Träger, der ein Dach aus angelaufenem Spannbeton stützt. Über der Rua Amaral Gurgel, mitten durch den Korridor zwischen den Wohnhäusern, verläuft die Via Elevada Artur da Costa e Silva.

Die höher gelegte Schnellstraße beschattet die Welt unter sich. Vor der Haustür mit der Nummer 429 streiten zwei barfüßige Kinder im Zwielicht um eine schmutzige Jacke. Ihr Geschrei und Gelächter ist aus dem Ver-

kehrslärm kaum herauszuhören. Der Taxifahrer wirft einen besorgten Blick auf die Kinder, auf das ‚Hotel Golf‘ nebenan und wünscht mir Glück. „Denn das werden Sie brauchen. Und die hier vielleicht auch.“ Er reicht mir seine Visitenkarte, setzt sich ins Auto und fährt erst los, nachdem ich die vergiterte Glastür hinter mir geschlossen habe.

Dies ist der Beginn eines Aufenthaltes in einer Stadt, die vielen ihrer Bewohner als „gefährlich“ oder „prekär“ gilt – ganz gleich, ob man sich im Zentrum aufhält oder am Rand der Stadt.

Im achten Stock angekommen werde ich von Juliana begrüßt, meiner Vermieterin. Sie zeigt mir mein Zimmer, die Küche, das Bad. Dann öffnet sie ein Schiebefenster im Wohnzimmer. „Und nun: die Aussicht,“ sagt sie mit ironischem Stolz. Wir lehnen über der Brüstung. An der Straße türmen sich Gebäude mit bis zu 20 Stockwerken, dazwischen wie vergessen wirkende Häuschen mit Ziegeldächern. Die Seitenwände der Hochhäuser kahl – vor zwei Jahren wurden alle großflächigen Werbeschilder aus der Stadt verbannt, geblieben sind nur ihre Schattenrisse.

Die Rua Amaral Gurgel, meine neue Adresse, ist nicht zu sehen, nur der in der Dämmerung weiß und rot leuchtende Abendverkehr auf der Schnellstraße darüber. Wegen des Lärms spricht Juliana laut und deutlich in mein linkes Ohr: „Sie wird Minhocão genannt.“

Aha. Ein großer Regenwurm, denke ich. Ein großes Ungeheuer der brasilianischen Sagenwelt, lese ich später.

## 2. Ein mentales Problem

Auf den Plätzen, Bürgersteigen und Boulevards von São Paulo leben etwa 14.000 Menschen, schätzt das Amt für Sozialhilfe. Die Zahl nimmt jährlich um 1.000 zu und mit der Wirtschaftskrise wird sie noch schneller ansteigen, heißt es.

Auf dem Weg von der Rua Amaral Gurgel bis zum anderen Ende des Zentrums am Parque Dom Pedro II kommt der nächtliche Spaziergänger an mehreren großen Schlafquartieren vorbei. Menschen liegen dicht an dicht auf Pappunterlagen oder alten Matratzen. Unter Hochstraßen und Brücken gibt es vereinzelte stabilere Unterkünfte: aufgespannte Plastikplanen, kleine Häuschen aus Pappe oder Sperrmüll.

Auf dieser Route kommt man auch an vielen Jungen und jungen Männern vorbei, die ausgestreckt daliegen, ohne jede Unterlage, mitten auf den Bürgersteigen. Warum?

„Die haben keine Kontrolle mehr über sich, weil sie Crack rauchen“, glauben manche. „Sie legen sich gut sichtbar hin, um nicht für Müll gehalten und weggeräumt zu werden“, sagen andere.

Das brasilianische Forschungsinstitut Meta hat erhoben, dass die Mehrheit der brasilianischen Straßenbewohner die Grundschulbildung nicht abgeschlossen hat und durch Alkoholismus oder Drogenmissbrauch „zu diesem Lebensstil übergegangen“ ist.

Wenn in Gesprächen mit Studentinnen oder Journalisten, die sich als Vertreter der Mittelschicht verstehen, das Gespräch auf Obdachlose kommt, ist in São Paulo häufig dieser Satz zu hören: „Diese Menschen haben ein mentales Problem.“

Dass knapper Wohnraum, ein völlig unzureichendes Bildungssystem und die ungerechte Verteilung von Ressourcen zu diesem Problem geführt haben könnten, wird selten diskutiert. Was in Mitteleuropa höchstens gedacht, aus Erwägungen der political correctness keinesfalls aber ausgesprochen werden darf, ist hier breiter Konsens: Wer auf der Straße lebt, bemächtigt sich eines Raums, der nicht für private Nutzung vorgesehen ist und macht sich damit strafbar. Sanktionen gegen ihn sind nötig.

Meta fand auch heraus, dass knapp 60 Prozent der Obdachlosen einer Arbeit nachgehen. Der häufigste Beruf ist *catador de materiais recicláveis* – Sammler von Recyclingmüll. Da kaum eine brasilianische Stadtverwaltung bisher ein Sammelsystem eingeführt hat, lässt sich mit dieser zweifellos gemeinnützigen Tätigkeit Geld verdienen. Jeden Nachmittag hängen sich die Müllsammler und Müllsammlerinnen ins Geschirr großer zweirädriger Holzkarren, die sich mit Zentnern von Aluminiumdosen, PET-Flaschen, Papier und Pappe füllen lassen. Dazu muss nur der Hausmüll, der im Lauf des Tages stadtweit in Plastiksäcken am Straßenrand aufgeschichtet wird, durchsucht und getrennt werden. Abends fahren die Sammler bei Schrottplätzen vor und verkaufen ihre Tageskollektion. Die Preise sind mit der Wirtschaftskrise stark gefallen. 20 Reais lassen sich pro Tag verdienen, sagt die *catadora* Rosemeire Crespim, 47.

Im September 2005 ließ ein Bezirksbürgermeister in einem Straßentunnel unter der Avenida Paulista (eine der touristischen Attraktionen São Paulos) Beton am Randstreifen aufhäufen. So verwandelte sich eine Fläche, die vielen Menschen als Schlafplatz gedient hatte, in eine Rampe – untauglich zum Liegen. Eine Obdachlosenbewegung ging gegen die Bezirksverwaltung vor Gericht. Der Zeitung *Folha de São Paulo* sagte der Sekretär für Sozialentwicklung daraufhin: „Die Klage ist zwecklos. Wir werden keine Menschen auf der Straße wohnen lassen.“<sup>1</sup>

Das Thema Obdachlosigkeit behandelt die Zeitung schwerpunktmäßig unter Sicherheitsaspekten, wie in der Ausgabe vom 24. März 2009. Darin

<sup>1</sup> „Entidade vai à justiça contra rampa“, *Folha de São Paulo*, S. C7, 19.12.2005

wird die Eröffnung des Espaço Catavento, eines neuen Museums im zentralen Palácio das Indústrias angekündigt:

„Dutzende Obdachlose streifen durch die Umgebung und in der Nähe des Parque Dom Pedro II tummeln sich Straßenhändler. Im Kulturrat hofft man auf eine Änderung der Situation nach der Revitalisierung der Gegend und macht darauf aufmerksam, dass der Palácio das Indústrias von einem Zaun umgeben ist.“<sup>2</sup>

### 3. Der zweite Immobilienmarkt

Ein Gewirr aus Kabeln hängt über den Leuten im Treppenhaus. „Neulich gab es einen Kurzschluss, und es hat gebrannt“, erzählt José Bento. Er wohnt hier im Erdgeschoss. Direkt neben der improvisierten Latrine des Hauses, die ihren durchdringenden Geruch bis hinaus auf den Bürgersteig verströmt.

Die ehemalige Fabrik im Stadtteil Cambuci wird seit einem halben Jahr von etwa 70 Familien bewohnt. Illegal, ohne funktionierende Abwasserentsorgung und mit geklautem Strom. Der selbsternannte Hausverwalter kassiert ‚Betriebskosten‘ in Höhe von 50 Reais monatlich.

Vanessa wohnt mit ihren sechs Kindern im ersten Stock. Der fensterlose Raum hat etwa 20 m<sup>2</sup> und ist mit einer unverputzten Ziegelwand vom Nebengelass abgetrennt. Vanessas Mann ist Maurer und bei der Arbeit. Vier Kinder liegen auf dem Bett, sehen fern und essen Kekse. Die Spanholzplatten auf dem Boden sind nass, denn durch das undichte Dach regnet es herein.

Für das Zimmer inklusive Herd, Kühlschrank und eingebauter Toilette haben Vanessa und ihr Mann dem Vormieter 1.000 Reais (etwa 300,- Euro) bezahlt. Der Flur ist Gemeinschaftsfläche. Zwischen der links und rechts auf Leinen trocknenden Wäsche muss man sich einen Weg durch das Dunkel bahnen – elektrisches Licht gibt es nur in den Zimmern.

Wo Wohnraummangel herrscht, da lässt sich noch aus dem letzten Loch Profit holen. Diese Regel gilt seit dem ersten Urbanisierungsschub der Stadt.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verändert sich die überschaubare Sklavenhaltergesellschaft des Ortes São Paulo rasant. Der expandierende Kaffeeanbau und die erste brasilianische Industrialisierungsphase sind die Auslöser.

Migranten aus dem Rest des Landes und aus Übersee kommen in die Stadt, um auf den Fazendas und als Fabrikarbeiter zu arbeiten. Irgendwo

<sup>2</sup> „São Paulo ganha no sábadado espaço de conhecimento e diversão“, *Folha de São Paulo*, S. C3, 24. März 2009



müssen sie wohnen. Im Zentrum und in den wachsenden Industrievierteln ringsum vermieten Hauseigentümer und selbsternannte Verwalter ungenutzter Immobilien Wohnraum zimmerweise, häufig in den verlassenen Villen der sich auflösenden Feudalgesellschaft: Die cortiços des 19. Jahrhunderts sind völlig überbelegte Wohnhäuser mit kaum vorhandenen sanitären Anlagen, grassierenden Epidemien, hoher Kindersterblichkeit.

Die besitzende Klasse fühlt sich von diesen ‚Krankheitsherden‘ einerseits bedroht, andererseits braucht sie die cortiços, um ihre Arbeiter unterzubringen. Der Staat sorgt nicht für Verbesserungen der Wohnverhältnisse sondern handelt nur in den schockierendsten Fällen – mit Abriss und Vertreibung der Bewohner. Diese autoritäre Hygiene-Politik hat sich in den Grundzügen bis heute kaum verändert. Laut städtischem Wohnungsamt gibt es 1.698 cortiços in verlassenen Altbauten, alten Fabrikgebäuden, in Schuppen aber auch in gigantischen Hochhäusern.

#### **4. 5.000 Reais fürs Verschwinden**

Sechs Kilometer von der Stadtmitte entfernt, am Rand des Tietê, einst ein Fluss, heute und schon seit langem nur noch Abwasserkanal, stehen 20 Holzhütten. Zwischen ihnen ein unebenes Mosaik aus zersplitterten Holzplanken, Dachpappe, Plastikmüll, kaputtem Spielzeug, Zahnbürsten: Reste von Baracken, die Abrissbagger zurückgelassen haben. Journalist Luís Kawaguti von der Folha de São Paulo kommt zu spät. Der Protest der Bewohnerinnen und Bewohner ist schon vorbei. Ein Mann in kurzen Hosen hält dem Reporter sein Handydisplay vor die Nase. Er hat ein Video von dem kleinen Aufstand gedreht, der hier stattgefunden hat: Ein großes Feuer ist zu sehen, ein Handgemenge aus Leuten in Zivil, Polizisten und Feuerwehr.

Jetzt, eine Stunde später, sind am Eingang in die ‚Siedlung‘ nur noch verkohlte Müllreste und ein aufgespanntes bemaltes Bettlaken zu sehen: „Wir sind vom Wind verweht, Ratten, Küchenschaben, Abfall. Wir brauchen einen Fernsehsender! SOS!“ Das Fernseheteam war tatsächlich gekommen, zog aber schnell wieder ab, sobald das Feuer erloschen war. Auch Luís Kawaguti verabschiedet sich. „Hier ist nichts mehr zu sehen. Schade.“ Es werde aber ohnehin Zeit, sich von diesem Ort zu entfernen. Je länger man sich in Favelas aufhalte, desto größer die Wahrscheinlichkeit, überfallen zu werden.

Und so war die Presse schon fort, als am Nachmittag eine Dame vom Amt für Wohnungswesen ihre Handtasche auf den Tisch in der Versammlungsbaracke stellte und abwechselnd in ihr Handy flüsterte und Erklärungen an die versammelte Bewohnerschaft gab: „Jede Familie wird hier bedient. Alle bekommen einen Scheck.“

Für Dona Dilma, die ihren einjährigen Enkel auf dem Arm hält, ist das ein schwacher Trost. Ein Scheck über 5.000 Reais für sich und den Rest der Familie, 12 Personen – das reicht nicht einmal für Bustickets für alle zurück in Richtung Maranhão, woher Dilma mit ihrem Mann vor 15 Jahren gekommen ist. Immerhin könnten sie sich von dem Geld eine neue Baracke in einer anderen Favela kaufen. 5.000 Reais ist der Wert der Entschädigung, die die Stadtverwaltung zahlt, wenn Bewohner sich verpflichten, ihre Baracke zu verlassen. Damit niemand heimlich zurückkehrt und damit keine anderen Familien sich darin wohnlich einrichten können, werden die Häuser nach Auszug platt gemacht.

Andréia ist 14 Jahre alt und wohnt direkt neben der Versammlungsbaracke. Ihre Familie überlegt noch, ob sie sich auf den Handel mit der Stadt einlassen soll und versucht, Zeit zu gewinnen. „Es ist gut und schlecht, in der Favela zu wohnen“, sagt Andréia. „Das Gute ist, dass wir keinen Strom bezahlen und dass wir zentrumsnah wohnen. Das Schlechte, dass hier alles voller Ratten ist.“

„Áreas de risco“ nennt die Leiterin des Amtes für sozialen Wohnungsbau, Elisabete França, Gelände wie diese. Favelas auf Grundstücken an Abwasserkanälen, in Umweltschutzzonen, an Schnellstraßen, unter Brücken oder zukünftigen Baugebieten werden „über kurz oder lang entfernt“, erklärt sie. In der öffentlich zugänglichen Datenbank des Amtes, die alle Favelas mit den wichtigsten Daten über Ort, Anzahl der Bewohner, Durchschnittseinkommen und Qualität der Wohnsituation auflistet, steht nicht, welche Favelas definitiv abgeschafft werden sollen. „Selbstverständlich werden wir keine solche Liste herausgeben. Denn sonst haben wir hier sofort Menschenmengen vor der Tür stehen, ohne dass wir schon eine Alternative anbieten könnten,“ erklärt die Amtsleiterin.

## 5. Zahlen

Wie viele Menschen leben in São Paulo in Baracken, unter Autobahnbrücken oder zu acht in einem Zimmer? Was ist eine Favela? Diese Fragen sind noch immer schwer zu beantworten.

Das Amt für sozialen Wohnungsbau der Stadt São Paulo hat im Jahr 2005 eine Behörde gegründet, die zum ersten Mal in der Geschichte der Stadt umfassende Daten zu Anzahl, Zustand und Bewohnern aller prekären bzw. illegalen Wohnstätten in der Stadt erfasst. Drei Jahre später ist die Datenbank im Internet abrufbar.<sup>3</sup>

<sup>3</sup> [www.habisp.inf.br](http://www.habisp.inf.br)

Favela ist nicht gleich Favela. Die Behörde unterscheidet Favelas (ungesetzliche, ungeordnete Siedlungen, prekäre Behausungen, niedrige Einkommen der Bewohner), Núcleos (Favela mit vollständig eingerichteter Infrastruktur, aber ungeklärten Grundbesitzverhältnissen), Loteamentos (Ansiedlung auf parzelliertem und erworbenem Grundbesitz, jedoch ohne behördliche Genehmigung) und Cortiços (Häuser, in denen einzelne Zimmer an Familien vermietet werden. In der brasilianischen Presse häufig als „vertikale Favelas“ bezeichnet).

Und das ist die aktuelle Bilanz. Zurzeit wohnen in São Paulo:

in Favelas: 1.539.271 Menschen  
 in Loteamentos: 125.401 Menschen  
 in Núcleos: 1.783.561 Menschen  
 in Cortiços: ca. 600.000 Menschen

„70 Prozent dieser Menschen haben ein Einkommen unter drei Mindestlöhnen, eine Schulbildung von höchstens vier Jahren und leben im Elend. Völlig klar, dass dieses Problem Priorität einer jeden Regierung sein muss,“ erklärt Elisabete França.

Das Instituto João Pinheiro hat im Jahr 2005 einen Wohnungsbedarf von knapp 8 Millionen Wohnungen für ganz Brasilien errechnet. Das entspricht knapp 15 Prozent des existierenden Wohnraums im Land. Wie lässt sich ein solches Defizit bestimmen?

Die Forschungsgruppe hat nicht nur Wohnungslose, sondern Wohnungen, Häuser und Baracken im Land gezählt, denen eine der grundlegenden Infrastrukturleistungen (Wasserversorgung, Anschluss an die Kanalisation, Müllabfuhr) fehlt. In der überwiegenden Mehrheit der Wohnstätten ist es eine einzige: der Anschluss an die Kanalisation.

Der größte Mangel herrscht in den Städten – 81 Prozent des Gesamtbedarfs. Im Großraum São Paulo werden laut Kalkulation des Instituts 738.000 Wohneinheiten gebraucht.

In dieser Berechnung sind aber Wohnungen enthalten, die Aussicht auf einen Ausbau der Infrastruktur haben und sich so in angemessenen Wohnraum verwandeln könnten. Die Stadtregierung hat 130.000 Häuser in ihre Urbanisierungsprojekte aufgenommen, wie sie stolz in einer ihrer Hochglanzbrochüren bekannt gibt. Urbanização bedeutet Straßenbefestigung und -beleuchtung, Anschluss an die Kanalisation und in manchen Fällen auch die Erteilung von Nutzungstiteln des Grund und Bodens.

Für Elisabete França ist die Wohnungsdefizitberechnung des Instituto João Pinheiro daher schlicht falsch. „Wir können in São Paulo keine 800.000 neuen Wohnungen bauen. Wir haben keinen Platz dafür. Aber so

groß ist der Bedarf auch nicht,“ erklärt sie. „Oder sehen Sie hier 800.000 Leute ohne Wohnung?“

Die politischen Bewegungen, die für würdigen Wohnraum kämpfen, setzen das Defizit mit dem Gebäudeleerstand in Beziehung. Das brasilianische Statistikamt hat über 400.000 ungenutzte Wohnungen in São Paulo gezählt – die meisten in Gebäuden im urbanisierten Zentrum der Stadt. Würden sie renoviert, wäre ein großer Teil des Problems gelöst, argumentieren die Bewegungen.

„Ein schlechter Witz“, sagt Elisabete França. „Viele dieser Gebäude sind Geschäftshäuser, die erst umgerüstet werden müssten. Und wenn eine solche Renovierung 200.000 Reais kostet, kann man nicht mehr von sozialem Wohnungsbau sprechen.“

## **7. Januar 2009, 21.30 Uhr – Am Kopf des Minhocão**

Es ist Zeit. Die kräftigen Jungs in Sporttrikots legen ihre Hacken auf die Leitplanken an der Ausfahrt und beugen ihren Oberkörper vor. Um 21.42 Uhr braust das letzte Auto durch, gefolgt von einem orangefarbenen Wagen der CET, der städtischen Straßenpflege.

Denn jetzt ist der Minhocão ‚geschlossen‘ – jedenfalls für Menschen in Autos. Für andere öffnet er um diese Zeit. Seit fast 20 Jahren dürfen zwischen 21.30 Uhr abends und 6.30 Uhr morgens nur Fußgänger und Fahrradfahrer auf die Piste. Aus Rücksicht auf die Anwohner. Sie beschwerten sich über Lärm und Abgase, seit ihnen das Verkehrsamt die Schnellstraße vor die Nase gesetzt hat.

Für die Bewohner der unteren Stockwerke ist das Nachtfahrverbot eher eine Belastung: Alle Autos fahren nun unten herum. Und die Hochstraße verstärkt als fast vier Kilometer langer Resonanzboden ihre Motorengeräusche noch. An manchen Stellen läuft die Fahrbahn in nur einem Meter Entfernung an Hauswänden vorbei. Alle vier Quartiere, durch die der Wurm sich fortsetzt, sind Wohnviertel.

Die Jungs sind losgelaufen, durch den Gebäudekorridor Richtung Avenida São João. Fahrradfahrer kommen ihnen entgegen. Ein Mann in Shorts und Badelatschen, einen Fuß auf dem Pedal, den anderen auf dem Bordstein, beugt sich aus dem Sattel über die Leitplanke. Unten vorm Eckhotel stehen die travestis mit den prächtigen Silikonbrüsten und warten auf Arbeit.

Auf dem Mittelstreifen der Rua Amaral Gurgel bastelt sich ein älterer Herr eine Unterkunft aus Pappkartons für die Nacht.

## 6. Verônica Kroll baut ein Haus

Jede Treppenstufe ist anders – man muss ein bisschen vorsichtig sein, wenn man im Haus von Verônica Kroll in den ersten Stock möchte, denn diese Steintreppe hat kein Maurer gebaut sondern die Hauseigentümerin selbst – mit der Hilfe von Freunden und zukünftigen Nachbarn. Erst ein Zimmer, eine Küche und ein Bad. Dann einen weiteren Raum im Erdgeschoss, später zwei Zimmer, eine Terrasse, eine Treppe – der erste Stock. Das wäre ja an sich noch nichts Besonderes: Schließlich hören die Brasilianer nie auf, ihre Wohnungen selber zu errichten. Von Maranhão bis Rio Grande do Sul – überall im Land stehen Häuser, die in Deutschland nie über die Planung hinausgekommen wären, allein weil kein Architekt an ihr beteiligt war. Der brasilianische Staat hat diese Entwicklung einerseits immer wieder gefördert, andererseits verschloss er die Augen vor einem rasanten Stadtwachstum durch Eigenbau.

Hier, am Südostzipfel der 1.500 km<sup>2</sup> großen Fläche der Stadt São Paulo, etwa 13 km vom Zentrum entfernt, hat das Amt für Wohnungswesen im Jahr 1987 Parzellen für die Bebauung freigegeben. Auto-construção nannte das die konservative Stadtregierung damals. Wenn Verônica von dieser Zeit erzählt, spricht sie von mutirão. Ein Wort indigenen Ursprungs, das „Gemeinschaftsarbeit“ bedeutet.

Verônica arbeitete zu dieser Zeit als Hausangestellte und lebte in einem cortiço im zentral gelegenen Stadtteil Mooca: sechs Familien in sechs Zimmern eines heruntergekommenen Hauses, ein Bad für alle. „Es gab Ratten. Und wenn der Abfluss verstopfte, stand alles unter Wasser. Es war kein Leben. Und außerdem: es war ja nicht mein eigenes!“ sagt Verônica. Der Stadtteil Mooca war bis Ende der Achtziger Jahre Sitz großer Textil- und Lebensmittelabriken. Ihre Arbeiter lebten in Pensionen und cortiços.

Mitte der Achtziger Jahre musste Verônica dringend eine Alternative zu dem ungesunden Leben finden. Ihre älteste Tochter litt unter chronischer Bronchitis.

## 7. Gründerzeit

In den Siebziger und Achtziger Jahren verschärft sich der Mangel an Wohnraum in São Paulo. Von 1950 an wächst die Stadt jährlich um fünf Prozent und erreicht die Sechsmillionenmarke im Jahr 1970. Nach der massenhaften Einwanderung von Europäern bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs kommen die meisten Immigranten jetzt aus dem Norden und Nordosten Brasiliens. Es ist normal geworden, eine Behausung in schon bestehenden

Favelas oder auf ungenutzten Flächen zu bauen, um eine Tür oder wenigstens einen Vorhang hinter sich schließen zu können. Der Staat lässt es geschehen, größere Investitionen in sozialen Wohnungsbau sind im Haushalt nicht vorgesehen, ebenso wenig eine Besserstellung der chronisch unterbezahlten Arbeiter. Unter diesen Bedingungen formiert sich in den Siebziger Jahren die soziale Oppositionsbewegung unter dem Dach der katholischen Kirche – in der Zeit der brasilianischen Militärdiktatur von 1964 bis 1985 die einzige Agentin für soziale Belange.

Als junge Frau schließt sich Verônica einer Basisgemeinde in Mooca an, um zusammen mit 200 weiteren Familien für angemessenen Wohnraum zu kämpfen. Durch jahrelanges Ringen mit der Stadtverwaltung, unablässiges Diskutieren und Demonstrieren vor Rathaus und Stadtparlament erreicht sie zwei Dinge: Aus der Hausangestellten wird eine anerkannte Kämpferin für Wohnrechte, und sie bekommt für sich und die anderen Familien ein Stück Land, auf dem sie ihre Häuser bauen dürfen.

Sie ist sehr kräftig, hat kurzes graublondes Haar und schminkt sich die Lippen gerne knallrot. Verônica steht auf der Terrasse ihres Hauses und zeigt die Umgebung. „Das da drüben ist Favela, nebenan war, als wir herkamen, alles besetzt. Überall standen Holzbaracken. Vor ein paar Jahren bekamen die Leute Nutzungstitel für die Grundstücke und haben ihre Häuser nach und nach ausgebaut. Und das hier ist unsere Siedlung, damals war hier Wildnis.“

Unter Anleitung von Sozialarbeitern und einem Baumeister, ausgestattet mit einem Darlehen für das Material, fingen Verônica und ihre zukünftigen Nachbarn zu bauen an. Fast zwei Jahre lang kamen sie jedes Wochenende mit dem Bus her, schleppten Sand, Steine und Zement. „Wir hatten eigentlich keine Ahnung, wie man baut. Aber es gab ein paar Maurer in der Gruppe. Wer wusste, wie es geht, hat den anderen geholfen.“

Wenn Verônica am frühen Abend durch ‚ihre‘ Straße spaziert, dann trifft sie überall Kollegen vom Bau. Oder vielmehr: Kolleginnen. Denn gebaut haben vor allem die Frauen. „Irgendwie ist den Männern das Haus nicht so wichtig wie uns“, sagt Verônica.

Auf den Treppenstufen vor ihrem Haus sitzt Zilda mit ihren Töchtern Eleuza und Edileuza und häkelt. „Heute sind alle drei Omas“, sagt Verônica und lacht ihr heiseres Lachen. Die „Omas“ lachen mit. Verônica hat noch keine Enkelkinder, obwohl sie in diesem Jahr 50 wird und zwei erwachsene Kinder hat.

„1988 sind wir eingezogen. Und alle Bäume, die du hier siehst, haben wir selber gepflanzt. Diese Palme da habe ich in der Reisetasche aus meiner Heimat Paraná mitgebracht. Im Bus!“ Heute, nach knapp 20 Jahren subtropischer Sonne hat sie beeindruckende zehn Meter.

„Ungeordnetes Wachstum“ – so lautet der stets verwendete Fachausdruck für die Entwicklung der Stadt São Paulo. Hier, im Stadtteil Sapopemba, kann man mit bloßem Auge nicht unterscheiden, wo ein offizieller Stadtteil aufhört und eine Favela beginnt.

Dass Verônica im Jahr 1988 die Tür ihres eigenen Hauses hinter sich schließen kann, bedeutet nicht, dass sie sich vom politischen Kampf zurückzieht. Ohne luta<sup>4</sup> erreicht man in diesem Land nichts, sagt sie. „Nach der luta für den Asphalt begann die luta für den Anschluss an den öffentlichen Nahverkehr, dann die für eine Schule, dann für ein Ärztehaus.“ Verônica streitet für die Finanzierung eines begrünten Platzes und für Straßenbeleuchtung, sie erreicht, dass zwischen ihrer Siedlung und der Favela eine Brücke gebaut wird. 1996 gründet sie ihren eigenen Verein, das Fórum de cortiços e sem-teto mit Sitz im Zentrum der Stadt.

Mitte der Neunziger Jahre reiste sie nach Buenos Aires, um zu sehen, wie die Argentinier Wohnraum erkämpfen. Von ihnen hat sie gelernt, dass man Häuser besetzen muss, wenn man etwas für die arme Bevölkerung erreichen will. „Als ich zurückkam, war ich gefährlicher als Benzin im Feuer.“ Verônica lächelt verschmitzt und drückt ihre Zigarette aus. Ihr erstes Haus besetzt sie am 8. März 1997. Zusammen mit den verbündeten Wohnungsvereinen wird sie später 15 Häuser gleichzeitig in Besitz nehmen. In den Medien laufen Berichte und Reportagen über die Erstürmung leer stehender Gebäude der öffentlichen Hand, über brutale Räumungen durch die Polizei und jahrelange, gut organisierte Besetzungen von brach liegendem Privateigentum im Zentrum der Stadt. Einige dieser Häuser werden nach langwierigen Verhandlungen mit städtischen oder staatlichen Geldern enteignet, renoviert und an ehemalige Besetzer übergeben. Andere werden geräumt und stehen bis heute leer.

Mit dem Besetzen haben die meisten Aktivisten schon vor Jahren aufgehört. Die im Jahr 2000 gewählte Bürgermeisterin des Partido dos Trabalhadores, der Arbeiterpartei PT hat viele Akteure als Mitarbeiter für die Politik gewonnen. Und selbst in der aktuellen Stadtregierung des Liberaldemokraten Gilberto Kassab arbeiten Mitglieder des Movimento mit. Sie haben damit nur noch wenig Zeit und Veranlassung zu radikalen Kampfaktionen. Auch Lula da Silva (PT), Präsident seit 2002, hat es geschickt verstanden, die ehemaligen Wegbegleiter an der Regierungspolitik zu beteiligen und die revolutionären Kräfte zu binden.

<sup>4</sup> *luta* bedeutet ‚Kampf‘ und ist eins der meistgebrauchten Wörter im Vokabular der sozialen Bewegungen. Es drückt die Notwendigkeit aus, um jede soziale Errungenschaft mit den Besitzenden zu ringen und dient zugleich dazu, sich von der ‚Politik‘ abzugrenzen – einem Begriff, der in Brasilien mit Klientelismus und Korruption gleichgesetzt wird.



Verônica Kroll hat auch schon als Politikerin gearbeitet. Aber die Zeit ist vorbei, genauso wie die der großen Hausbesetzungen, als sie mit ihrer jüngsten Tochter auf dem Schoß Interviews gab. Verônica ist den Tränen nah. „Ich habe mal eine Nacht im Gefängnis verbracht, es war der Horror. Und trotzdem sehne ich mich in diese Zeit zurück. Damals haben wir alle gemeinsam gekämpft, und so soll es im Klassenkampf ja auch sein!“

## 25. Januar 1971, 10.30 Uhr – Paulo Maluf baut sich ein Denkmal

„Tausende Menschen liefen das große urbane Meisterwerk von Anfang bis Ende ab, das der Bürgermeister Paulo Maluf gestern um 10.30 Uhr der Stadt übergab.“<sup>5</sup>

Am Sonntag vor dem 417. Geburtstag der Stadt läuft Paulo Maluf an der Spitze des Zuges über die Via Elevada Artur da Costa e Silva – benannt nach dem erst zwei Monate zuvor verstorbenen zweiten Präsidenten der Militärdiktatur, der Maluf das Bürgermeisteramt verschafft hatte. Direkt nach Amtsantritt legt der Ingenieur 60 Prozent des Haushalts der Stadt für den Ausbau des Straßennetzes beiseite. Sein dröhnendes Denkmal, die Hochstraße Costa e Silva wird in der Rekordzeit von 420 Tagen fertig und schon während der Bauarbeiten auf den Zweitnamen Minhocão getauft.

Die Zeitung Folha de São Paulo bezeugt seine „Monumentalität ohne Gleichen in Lateinamerika“ mit der Aufzählung der „genutzten“ Materialien und Personen.

„98 Millionen Quadratmeter Asphalt, 32 Millionen Kilo Zement, 236.500 Kilo Eisen, 144.912.000 Kilo Beton (...) und 3.100 Männer, in Schichten 24 Stunden arbeitend, inklusive samstags, sonn- und feiertags.“<sup>6</sup>

„3.600 Meter Ideen“ lautet der Titel einer großformatigen Anzeige der ausführenden Baufirma in derselben Ausgabe der Zeitung.

## 8. Ein Paradies, von Stadt umgeben

Am Freitagnachmittag, wenn das Wochenende beginnt, füllen sich die Straßen und Gassen von Paraisópolis mit Menschen. Die späte Sonne bescheint händchenhaltende Ehepaare mit ihren Kindern, die über den Asphalt wie auf einem Boulevard spazieren. Rauch steigt auf, und es duftet nach gebratenem

<sup>5</sup> „Cidade recebeu a Via Elevada“, Folha de São Paulo, 25. Januar 1971, S. 1

<sup>6</sup> „Entregue à cidade a via Presidente Costa e Silva“, Folha de São Paulo, 25. Januar 1971, S. 4-1



Fleisch. An Holzbuden, in die genau eine Person und ein Kühlschrank passen, stehen Männer und trinken Bier aus kleinen geriffelten Gläsern.

Wer im Zentrum von São Paulo an einer Schnellstraße wohnt, muss aufpassen, Paraisópolis nicht mit dem Paradies zu verwechseln.

Doch die Gefahr verfliegt schnell, denn um die Ecke biegt ein gepanzerter Jeep der Tropa de Choque. Eine Spezialeinheit der Militärpolizei für den Einsatz bei unerlaubten Demonstrationen, Gewaltanwendung oder Besetzung von Immobilien. Im Auto sitzen vier Polizisten in Tarnuniform, zwei von ihnen halten den Lauf ihrer Waffen aus den geöffneten Fenstern.

300 Mitglieder der Sondertruppe und 100 reguläre Polizisten streifen in diesen Tagen durch die zweitgrößte Favela São Paulos. Es handelt sich um eine „Operação Saturação“, frei übersetzt: „Operation ‚Polizei überall““. Die Polizisten kurven in 100 Autos über die Hauptstraßen der Favela, können mithilfe von 20 Pferden auch in die schmalen Gassen eindringen oder vier Hunde auf Delinquenten loslassen. Ein Helikopter überfliegt tosend das Gelände. So viel Sicherheit war noch nie.

Am Abend des 2. Februar 2009 bewaffnen sich mehrere, vor allem junge Männer mit Holzstöcken, Steinen und Handfeuerwaffen. Sie verbarrikadieren mehrere Straßen und setzen alte Reifen und neue Autos in Brand. Innerhalb kürzester Zeit sind 230 Polizistinnen und Polizisten vor Ort. Über die Zahl der Aufständischen gibt es keine Angaben. Nach fünf Stunden ist „die Situation unter Kontrolle“, wie die Polizei später berichtet. Auslöser des Aufstands war ein Streit zwischen Drogenhändlern und Staatsgewalt.

Bis zum nächsten Tag wird nicht nur das Polizeiaufgebot aufgestockt, auch die Presse verstärkt ihren Einsatz – kaum ein Medium, das nicht mit einem Reporter vertreten ist. In einer Pressekonferenz auf einem Hügel am Rand der Favela erklärt der Chef des Amts für städtische Sicherheit: „Die spezialisierten Einheiten werden für Ruhe sorgen, damit sich die Bewohner in Paraisópolis und in der Nachbarschaft wieder sicher fühlen können.“

Die große Aufmerksamkeit hat einen einfachen Grund: die erwähnte Nachbarschaft. Paraisópolis liegt mitten in Morumbi, einem der reichsten Bezirke São Paulos, etwa zehn Kilometer vom Zentrum entfernt. Das Durchschnittseinkommen in Paraisópolis liegt bei 614 Reais (etwa 200 Euro). Die Bewohner der nächsten Umgebung verdienen im Schnitt mehr als das Zehnfache.

Ungefähr 80.000 Menschen leben in Paraisópolis, in ein- bis dreistöckigen selbstgebauten Häusern aus roten Ziegelsteinen. Wenn man die Avenida Giovanni Gronchi entlang fährt, die Grenze zwischen der echten und der gebastelten Stadt, sieht man die weithin dicht bebaute Hügellandschaft

nur von den höher gelegenen Punkten aus. Selbst für Favelas ist die Besiedlungsdichte hier hoch: 89.000 Bewohner pro km<sup>2</sup>. Zum Vergleich: Der dichtest besiedelte Bezirk Berlins ist Kreuzberg, mit 15.000 Einwohnern pro km<sup>2</sup>.

Die meisten Bewohner Paraisópolis‘ arbeiten im angrenzenden Morumbi: als Haushaltshilfen, Kellner, Kassiererinnen oder Sammler recyclingfähigen Mülls. „Sie halten unseren Betrieb am Laufen“, sagt ein Restaurantbesitzer auf der Avenida, der 14 Menschen aus Paraisópolis als Servicekräfte beschäftigt. Er war selbst noch nie in der Favela. „Aber die Leute sind in aller Regel ehrliche und gute Mitarbeiter“, sagt er. „Die Krawalle waren das Werk von einigen wenigen Kriminellen.“ Etwa ein Fünftel der Bewohner arbeitet in der Favela selbst. An den asphaltierten Hauptstraßen bietet beinahe jedes Haus im Erdgeschoss Waren, Gastronomie oder Service. Es gibt 5.000 angemeldete Gewerbe, seit wenigen Monaten sogar eine Filiale des Möbel- und Elektrohandels „Casas Bahia“ und eine Bank. Allerdings keine einzige Polizeidienststelle – in einem Gebiet so groß wie eine Kleinstadt.

„Es stimmt, wir haben keine feste Polizeistation da drinnen“, sagt Tenente Feminino Alcione Nicanor da Silva Santos von der Militärpolizei. „Aber wir fahren ja Patrouille, mit 30 Polizistinnen und Polizisten sind wir ständig in der Gemeinde unterwegs.“

Die Kollegin Raquel Cândido da Rosa gibt zu bedenken, dass es schwierig sei, eine Polizeistation „in einer Gemeinde wie dieser“ einzurichten. „Schließlich gibt es keine legalen Stromleitungen und auch keine Wasseruhren in der Gemeinde. Und wir, die Polizei, dürfen diese schwarzen Quellen ja nicht nutzen.“

Die beiden geben mir noch einen Tipp: „Sagen Sie nicht ‚Favela‘ sondern ‚Comunidade‘ – ‚Gemeinde‘. Favela ist ein herabsetzender Ausdruck.“

In den Achtziger Jahren begann die Stadtverwaltung mit Urbanisierungsarbeiten, um die Wohnverhältnisse der Gemeindebewohner zu verbessern und das soziale Konfliktpotenzial zu verringern. Diese Projekte galten auch unter Sozialreformern als fortschrittlich, weil sie den Status Quo anerkannten statt die Bewohner an den Stadtrand zu vertreiben.

Auch in Paraisópolis wurden Straßen asphaltiert und Rohre verlegt. Allerdings nicht flächendeckend. Mitten durch die Rua Melchior Gióa etwa fließt ein Schmutzwasserbach. Der Postbote muss durch den Matsch waten und Rinnsale überspringen, um jenseits der Kloake Briefe zustellen zu können. In Paraisópolis sind nur 21 Prozent der Häuser an die Kanalisation angeschlossen, aber die Hälfte aller Straßen und Gassen ist befestigt – freie Fahrt für die Staatsgewalt als Priorität der Stadtplanung.

Noch völlig ungelöst ist das Problem des Grundbesitzes. Kaum ein Bewohner hier hat das Nutzungsrecht oder einen Grundbucheintrag. In Pa-

raisópolis wohnt eine ganze Stadt illegal auf Privatgelände verschiedener Eigentümer, die ihren Besitz nie eingefordert haben.

## 9. Zentren und Peripherien

In der Zeit der Militärdiktatur entsteht erstmals eine Wohnungspolitik größeren Stils in Brasilien. Sie funktioniert nach einem jahrzehntealten Denkschema: Statt Altbauten in den Städten zu renovieren, fördert sie den Bau von Siedlungen weit außerhalb der Zentren. Die Cidade de Deus in Rio de Janeiro ist ein berühmtes Beispiel dafür: Eine Siedlung aus gleichförmigen, winzigen Schachteln, erbaut in den 60er Jahren.

Offiziell wird die Wohnungsfrage in der Zeit der Diktatur zur Staatsaufgabe, tatsächlich lösen die Arbeiter ihr Problem weiterhin selbst: die Favelas wachsen.

Die öffentliche Hand wirbt mit dem „Traum vom eigenen Heim“ für den Umzug aus den Zentren an die Peripherien – allerdings gehören die meisten der neuen Hausbesitzer nicht zu den Ärmsten der Bevölkerung.

Eines der beeindruckendsten Zeugnisse dieser Politik ist der bairro dormitório Cidade Tiradentes, etwa 40 km vom Stadtzentrum São Paulos entfernt. 20 Jahre jünger als die Cidade de Deus, hat Tiradentes schon mehr Ähnlichkeit mit einer europäischen Plattenbausiedlung.

160.000 Menschen leben in Mehrfamilienhäusern im offiziellen Teil. Die Lücken und Ränder des größten Apartmenthauskomplexes Lateinamerikas entwickeln sich ‚inoffiziell‘: zu Favelas mit inzwischen 60.000 Einwohnern.

Ab 1985 organisieren sich im Prozess der ‚Redemokratisierung‘ Brasiliens viele soziale Vereine in Dachorganisationen. Die União dos movimentos de moradia – Vereinigung der Wohnungsbewegungen (UMM) gründet sich und vereint heute 20 Vereine und Dutzende inoffizielle Gruppen im Großraum São Paulo. Die UMM verhandelt zusammen mit Organisationen im ganzen Land auch auf nationaler Ebene. Im Jahr 1987 beginnt der erste demokratisch gewählte Nationalkongress – mit konservativer und damit besitzender Mehrheit – die Arbeit an einer neuen Verfassung. Alle sozialen Bewegungen sind aufgefordert, sich daran beratend zu beteiligen. Sie verfügen über einige wenige Verbündete in der Versammlung und setzen sich in einigen Punkten durch.

So ist im 1988 verabschiedeten Grundgesetz die ‚soziale Funktion des Privateigentums‘ festgeschrieben. Eine Verfassungsänderung im Jahr 2000 legt auch das ‚Recht auf Wohnung‘ fest.

Ein Jahr später verabschiedet der Nationalkongress mit dem Estatuto da cidade ein Urbanisierungsgesetz, „das in der ganzen Welt als vorbildlich gilt“, erklärt der Volksverteidiger<sup>7</sup> Carlos Henrique Acirón Loureiro.

Das Gesetz macht es möglich, ein besetztes Stück Land schon nach fünfjähriger Nutzung zu gewinnen – wenn der eingetragene Besitzer in dieser Zeit keine Ansprüche darauf geltend gemacht hat. Für Bewohner von Favelas auf Privatgrundstücken eine gute Chance, in den Besitz ihrer zum Teil jahrzehntelang bewohnten Grundstücke zu kommen.

Im Urbanisierungsgesetz steht auch, dass die Stadtverwaltungen Hauseigentümer bei Zahlung einer Entschädigung enteignen dürfen, wenn dadurch Wohnraum geschaffen werden kann.

Um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass inzwischen mehr als 80 Prozent der Bevölkerung Brasiliens in den Städten wohnen, richtet die Regierung Lula da Silvas im Jahr 2003 das Ministério das cidades, ein Urbanisierungsministerium auf Bundesebene, ein.

Die Beteiligung der Zivilgesellschaft an der Stadtplanung ist gesetzlich vorgeschrieben. Und so sind die Taschenkalender der früheren revolutionären militantes mit Terminen in den Urbanisierungsräten der Stadt, des Staates und des Bundes gefüllt.

Sie treffen sich regelmäßig mit den Verwaltungsangestellten aller Ebenen, um Wohnprojekte anzuschieben, die mit Programmen der öffentlichen Hand gefördert werden. Sie unterscheiden aus dem Stegreif die Fördermöglichkeiten des Programa de Arrendamento Residencial (PAR) vom Crédito Solidário, den Fundo Nacional de Habitação de Interesse Social (FNHIS) von der Carta de Crédito.

Verônica Kroll ist vom städtischen in den nationalen Urbanisierungsrat aufgestiegen. Alle zwei Monate zieht sie sich ein schickes Kleid an und fliegt nach Brasília.

## 10. Die Maklerin

„Wollt ihr klein begeben?“ fragt sie die versammelten Frauen im Raum. „Nein“, ruft es zaghaft zurück.

Es ist Verônicas dritte Versammlung heute. Jeden ersten Samstag im Monat kommen zu je drei Terminen bis zu 200 Leute ins Fórum de Cortiços.

<sup>7</sup> In der lateinamerikanischen Rechtstradition ist der *defensor público* ein Anwalt für Menschen, die sich keine Rechtsvertretung leisten können. Als staatliche Behörden sind die *defensorias públicas* autonom in allen juristischen und Personalentscheidungen und vertreten Personen und Gemeinschaften mit niedrigem Einkommen bei der Verteidigung und klagen auch für sie.

Wer nicht mehr in den vollgestopften Saal passt, steht im Korridor oder lässt sich am Empfang über Wohnprojekte beraten.

Adriana lässt sich von Sekretärin Cláudia eine Broschüre über ein Apartmenthaus in Itaim Paulista, am äußersten Ostrand der Stadt zeigen. Die Eigentumswohnungen sind in kleinen Raten abzahlbar und groß genug für Familien.

Im Saal erzählt Verônica derweil, was sie noch im Angebot hat: „Wer im Zentrum wohnen will, muss natürlich mehr zahlen – zentrale Lage ist teuer. Aber schließlich ist es das Zentrum, wo wir wohnen sollten! Und dafür kämpfen wir.“ Verônica hat ein neues Projekt in Aussicht. Sie will das Hotel Fernandes renovieren lassen, seit zehn Jahren geschlossen, in einer der heruntergekommensten Straßen des Zentrums. „Am Mittwoch habe ich einen Termin im Wohnungsamt, da werde ich die Einzelheiten verhandeln.“

Bis wirklich gebaut wird – das kann allerdings dauern. Verônica stützt die Hände auf den Tisch und beugt sich vor. „Es gibt Leute hier, die bleiben, bis sie ihr Haus haben! Andere wollen nicht so lange warten und kommen einfach nicht mehr. Aber ich sage euch, wir müssen bis zum Ende durchhalten und kämpfen!“

Valdete Bastos bewohnt mit ihren vier Kindern ein winziges Häuschen auf einem Grundstück ihres Ex-Schwagers. Die Hausangestellte Vera Lúcia Ferreira da Silva lebt in einer drei Quadratmeter großen Kammer neben der Küche ihrer Arbeitgeber. Maria Teresa Paulino hat mit ihrem 31-jährigen Sohn und ihrem Freund ein Zimmer in einem cortiço gemietet.

Die drei Frauen sind seit Jahren im Fórum eingeschrieben und träumen von einer eigenen Wohnung. Einmal im Monat kommen sie in die Versammlung, lassen ihr Mitgliedsheftchen stempeln und zahlen jeweils 20 Reais – dafür, dass Verônica Kroll für sie politische Lobbyarbeit macht und Wohnprojekte vorbereitet. Das Fórum bezahlt von den Beiträgen drei Angestellte, Architektenhonorare, die Miete für das Büro und den Lebensunterhalt für Verônica.

Das Fórum de Cortiços wirkt heute wie ein Maklerbüro für die unteren Einkommensschichten. „Lula hat uns leider dazu gemacht“, sagt die müde Kämpferin, nachdem die letzten Frauen sich verabschiedet haben.

## 11. Der Traum vom eigenen Heim

Ist es der cortiço, der den Ruf der gemieteten Wohnung ruinierte? Liegt es an der unbürokratischen Leichtigkeit, mit der Brasilianer sich ihre Häuser selber bauen?

„Pagar aluguel é ruim“ – Dass Miete zahlen eine verlorene Investition darstellt, darin sind sich die meisten Wohnungssuchenden einig. Die Mie-

te ist für die meisten brasilianischen Arbeiter, selbst für Angestellte ein kaum bezahlbarer Posten. Und wo die unteren Einkommensgruppen finanziell schlecht abgesichert sind, wird das Haus zum einzigen Familienkapital. Dazu kommt eine Politik, die den Bedarf an Wohnraum jahrzehntelang faktisch ignorierte, Wohneigentum aber öffentlich propagierte. Das Eigenheim ist die brasilianische Vorstellung vom Paradies – tatsächlich an ein Haus zu kommen erscheint vielen so realistisch wie ein Lotteriegewinn.

Bolsa aluguel oder parceria social genannte Hilfen zur Miete gibt es in Brasilien erst seit wenigen Jahren. Diese Art Wohngeld gilt stets nur als Übergangslösung, bis das eigene Heim bezogen werden kann. Auch genossenschaftlicher Immobilienbesitz ist eine kaum erprobte Wohnform.

Das Eigenheim für alle wird auch von den Aktivisten als Ziel ihrer luta propagiert – würden sie andere Modelle vertreten, liefen sie Gefahr, ihre Anhänger zu verlieren.

Mit der Gründung der Fundação da Casa Popular in den Fünfziger Jahren erschuf die konservative Regierung Dutra das Modell eines schlichten Eigenheims für den einfachen Arbeiter.

Die Machthaber waren der Meinung, dass Besitz ihn automatisch von klassenkämpferischen Überzeugungen fernhalten würde. Und in der Peripherie wären die Familien mit niedrigen Einkommen auch räumlich vom starken Einfluss der Kommunisten in den städtischen Zentren entfernt. Eine flächendeckende Versorgung mit casas populares hat es allerdings nie gegeben – doch das Modell existiert bis heute. Unter dem suggestiven Titel Minha casa, minha vida – Mein Haus, mein Leben hat Präsident Lula da Silva am 25. März 2009 ein nationales Wohnungsbauprogramm verabschiedet, das den Bau einer Million neuer Eigenheime vorsieht.

## **21. Januar 2009, 9.50 Uhr – Rua Amaral Gurgel Ecke Major Sertório**

Der Polizeiwagen fährt im Schritttempo. Eine Polizistin und drei Polizisten wandeln auf dem Mittelstreifen unter dem Minhocão von Schlaflager zu Schlaflager und tippen mit der Spitze ihrer Schlagstöcke sacht an Schultern unter Laken oder karierten Decken.

Wo sie schon waren, sitzen Menschen aufrecht und reiben sich die Augen. Zeit aufzustehen, bevor die zweite Karawane sie erreicht: Sechs Straßenreiniger, ebenfalls in passender Begleitung. Ein Pritschenwagen fährt neben ihnen her, auf dem Pappen, Matratzen, Decken und andere Überbleibsel landen.

Die dritte Kolonne besteht aus einem Wassertanklastert und drei Schlauchhaltern in gelben Regenmänteln. Mit starkem Wasserstrahl wird das Pflaster von Schmutz gereinigt.

## **12. Classe Média**

Der Sitz des Wohnungsamts ist das erwürdige Edifício Martinelli, erstes Hochhaus Lateinamerikas, gebaut in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

In einem Saal im 21. Stock tagt der Urbanisierungsrat der Stadt São Paulo. Es geht um eine Erhöhung des Mietzuschusses für Geringverdiener, die auf Zuteilung von Wohneigentum warten. Auf dem Podium sitzen Elisabete França und ihre Mitarbeiterinnen. In den Stuhlreihen davor die 48 Ratsmitglieder aus Verwaltung, Wohnungsvereinigungen, Universitäten und Unternehmertum.

Verônica Kroll hat sich zu Wort gemeldet. Sie ist gegen eine Erhöhung: „Höheres Wohngeld wird die Immobilienpreise im Zentrum noch weiter in die Höhe treiben!“ Einige Herren in Anzügen blicken sich verwundert nach Verônica um.

Ein paar Minuten später, als viele schon dem Ausgang zuströmen, kommt einer von ihnen auf Verônica zu und gratuliert ihr „zu der beeindruckenden Haltung.“

Weitere Minuten später, unten auf dem Boulevard, streiten sich die Mitglieder der UMM als wären sie allein. Benedito Barbosa, Rechtsanwalt der UMM, brüllt. „Die Stadt besteht nicht nur aus dem Zentrum, Verônica! Und außerdem ist das Problem folgendes: Du bedienst nur noch die Mittelschicht!“

Verônicas Mund wird zu einem Strich. Dann brüllt sie zurück. „Welche Mittelschicht? Welche Mittelschicht? Diese fixe Idee von dir steht mir bis zum Hals. Bis zum Hals!!!!“

## **2. April 2009, 15.00 Uhr – 3.600 Meter Ideen**

José Alves und Juliana Corradini stehen vor einer Miniaturausgabe des Minhocão – 20 Meter vom Original entfernt, in ihrem Büro. Die beiden haben im Jahr 2006 den Prêmio Prestes Maia gewonnen, einen von der Stadtverwaltung ausgeschriebenen Architekturpreis mit dem Thema: die Umgestaltung des Elevado Costa e Silva, genannt Minhocão.



Die tägliche Fracht von 80.000 Autos wird im Projekt des Paares akustisch und visuell „verpackt“ – in einen Tunnel auf Stelzen. Darüber wäre täglich Sonntag: Das Dach über dem Verkehr würde sich in eine 3,6 km lange begrünte Fläche verwandeln, einen Garten-Minhocão.

Die beiden Architekten erhielten 50.000 Reais, einige mediale Aufmerksamkeit und die Mitteilung des Bürgermeisters, dass der Minhocão bleibt wie er ist.

### 13. Ordnung und Fortschritt

Öffentliche Uhren sieht man in Brasilien viel seltener als zum Beispiel in Deutschland. Die Menschen sind der verwalteten Zeit nicht hörig. In des Landes größter Metropole ist das auch nicht anders. Die Turmuhr des Bahnhofs Estação da Luz brachten die Engländer mit und importierten so Anfang des 20. Jahrhunderts ein Symbol viktorianischer Ordnung und Pünktlichkeit in die aufstrebende lateinamerikanische Stadt.

Die Eisenbahn, die britische Ingenieure im Auftrag des Barons Mauá bauten, verband São Paulo mit dem Hafen von Santos. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entwickelte sich die Estação da Luz zu einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt – für Güter, vor allem Kaffee, aber auch für Passagiere. Der Reisende konnte am Bahnhofsvorplatz eine Straßenbahn nehmen und weiter fahren Richtung Campos Elíseus oder Bom Retiro – die feinen Villenviertel der Stadt.

Anfang des vergangenen Jahrhunderts ist São Paulo Anziehungspunkt für Landarbeiter aus Übersee – und zunehmend auch aus dem Rest Brasiliens. Die Immigranten arbeiten im expandierenden Kaffeeanbau. Während im Zentrum der Stadt um die Jahrhundertwende Wasserleitungen gelegt, Straßen gepflastert und Straßenbahnlinien gebaut werden, siedeln sich die Neuankömmlinge in den Flusstälern und in der Peripherie an.

Die Arbeiterviertel wachsen in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ohne städtische Planung und sind von vornherein ein „Gebiet der Finsternis über das die Stadtregierung keine Kontrolle hatte“, so die Urbanistin Raquel Rolnik. Tausende Menschen leben in Baracken ohne städtische Infrastruktur – ein soziales Pulverfass.

Die Lösung für das Problem liefert der Ingenieur und Urbanist Francisco Prestes Maia. Flächen in noch größerer Entfernung zum Stadtzentrum werden erschlossen und den Arbeitern ohne jegliche Infrastruktur zum Kauf auf Raten angeboten. Stein auf Stein, Raum für Raum, immer wenn etwas Geld für Baumaterial übrig ist – so entstehen ihre Häuser. Mit dem Konzept der auto-construção sparen sowohl die Stadtverwaltung als auch der unterbe-



zahlte brasilianische Arbeiter: die eine die Kosten für sozialen Wohnungsbau, der andere die Miete.

São Paulo wächst im Zentrum in die Höhe und an den Rändern in die Fläche. Die neu erschlossenen Quartiere der Peripherie werden durch sternförmig angelegte Straßen mit dem Zentrum verbunden. Nach dem Vorbild Nordamerikas ist die Expansion der Stadt an die uneingeschränkte Förderung des Automobils geknüpft. Bis Ende der Sechzigerjahre werden alle Straßenbahnlinien und viele Zugverbindungen eingestellt. Die U-Bahnen des Großraums São Paulo (eine Fläche von gut 8.000 km<sup>2</sup>) fahren heute auf Strecken von 62 km Gesamtlänge. Zum Vergleich: das U- und S-Bahnnetz im Großraum Berlin (knapp 900 km<sup>2</sup> Fläche) umfasst 473 km.

Zu den Hauptverkehrszeiten macht São Paulo Pause. Auf dem Minhocão steht werktags gegen 18 Uhr ein Auto am Anderen. Alle Staus São Paulos zusammengezählt ergeben einen Tagesdurchschnitt von etwa 50 km, der Rekord des Jahres 2008 liegt bei 220 km.

Heute gibt es keine Bahnlinie nach Santos mehr und auch keine Straßenbahnen. In den Vierziger Jahren verfiel der Bahnhof Luz, und mit ihm die ehemals eleganten Viertel der Umgebung. Die wohlhabenden Stadtbewohner wanderten in neue Wohnviertel, nach Hygienópolis, an die Avenida Paulista und in die Gartenstädte ab. Ihre verlassenen Häuser im Zentrum wurden zu cortiços und Pensionen für die „Unterschichten“.

Die Stadtverwaltung versucht mit einem Projekt der revitalização diese Entwicklung einzudämmen. Die Estação da Luz wurde renoviert und überglänzt heute inmitten teils verlassener, teils überbevölkerter Wohngebäude die Umgebung. Der Bahnhof beherbergt ein modernes interaktives Museum, und nur ein paar Schritte entfernt befindet sich die staatliche Konzerthalle Sala São Paulo, in einem ebenfalls renovierten Bahnhofsgebäude aus dem vorigen Jahrhundert.

Teil der Revitalisierung war auch die Enteignung und der anschließende Abriss eines ganzen Blocks von cortiços. Der Komplex galt als Drogenumschlagplatz und war in der ganzen Stadt als Cracolândia bekannt – nach der zerstörerischen Billigdroge Crack.

Seit dem Abriss gibt es eine Schutthalde mehr in der Stadt und Cracolândia hat sich auf das gesamte Viertel ausgedehnt. Vormittags lässt sich am Largo Coração Jesus, wenige Schritte von der Sala São Paulo entfernt, die aktuelle Lage im Kampf gegen die Droge beobachten. Etwa 50 Kinder und Jugendliche, viele ohne Schuhe, auffallend schlank und mit verfilztem Haar, sitzen auf den Bordsteinen oder lehnen an den Hauswänden – die neue Crackbörse. In Sichtweite steht ein Wagen der Militärpolizei. Zwei Polizisten stehen breitbeinig daneben, zwei weitere sitzen im Auto.

## 14. Besetzt

Auf der Rua Mauá vor der Estação da Luz ist Betrieb. Jungs auf mit Wasserkanistern beladenen Lastenrädern kurven wagemutig gegen den Autoverkehr an. Männer mit Aktentaschen eilen unter der hellen Februarsonne vom Bahnhofsvorplatz Richtung Zentrum. Sie sind mit dem Zug aus den Vorstädten gekommen und drängeln sich auf dem Bürgersteig, um zur Arbeit in die Stadtverwaltung oder eine der Bankfilialen zu kommen – vorbei an einem Hochhaus mit blätternder Fassade, an der vor fast jedem Fenster Wäsche trocknet, an unbewohnten Kolonialbauten mit Mützensgeschäften im Erdgeschoss und: an einem unscheinbaren windschiefen Eisentor.

Durch einen Spalt kann man sie sehen – direkt an der Tür sitzt jemand im Halbdunkel, streifenweise beleuchtet durch das einfallende Licht von draußen. Wer in das Haus mit der Nummer 340 will, muss an Elisete vorbei, einer kleinen kräftigen Frau mit kurzem blond gefärbten Haar und Lederbasecap. Sie ist die Pförtnerin hier. Ihre Schicht beginnt um sieben Uhr morgens und endet um 19 Uhr abends.

Wenn Elisete Barbosa Silva jemanden hereinlässt, öffnet sie mit einem Tritt den Riegel, es quietscht, und gleißende Sonne scheint in den langen Korridor. Eine Frau schiebt ihren Kinderwagen herein, sagt höflich danke, und die Pförtnerin zieht mit dem Klotzfuß eines Golfschlägers den Torflügel wieder heran. Aufstehen muss sie nur, um sich Kaffee aus der Thermoskanne zu holen.

„Ich verdiene 500 Reais im Monat.“ Sie öffnet die Brieftasche und zeigt ein paar 50er-Noten. „Du siehst: Ich bin cidadã – Bürgerin, ich bekomme meinen Arbeitslohn. Die Bewegung zahlt mir das. Davon kann ich mich ernähren und ihr Gott sei Dank auch meinen Teil zurückgeben.“ Wer in diesem besetzten Haus wohnt, zahlt dem Movimento dos Trabalhadores Sem Teto do Centro (MSTC) einen Beitrag von 70 Reais im Monat: 50 dienen der Finanzierung der politischen Arbeit, 20 gehen an die Reinigungskräfte im Haus.

Vor gut zwei Jahren drohte Elisete der Rausschmiss aus einem Zimmer, das sie mit ihrer Schwester und deren fünf Kindern bewohnte. Der Steuerprüfer hatte ihre gesamten Taschen konfisziert. Chinesische Modelle, die sie wie jeden Tag auf einem Klapp Tisch an der Rua Mauá aufgestellt hatte. Statt Waren und Geld hatte sie plötzlich einen Haufen Schulden.

Da kam abends in einer Bar eine junge Frau von der Bewegung auf Elisete zu und fragte, ob sie nicht mitmachen wolle. Da stünde ein Haus leer, schon seit Jahren. Ungenutzter Wohnraum, den das MSTC besetzen wolle. Und dafür brauche es noch Verstärkung. Elisete sagte zu.

## 15. Ein Festtag

Kurze Zeit später, am 25. März 2007 dringt sie mit etwa 300 Personen in das leer stehende Hotel ein. Die Aktion, genannt *dia de festa* – Festtag, war lange geplant und geht friedlich ab. Sieben Frauen, genannt *coordenadoras*, führen die Gruppe an, steigen aufs Dach und hissen die Flagge der Bewegung. Das fünfstöckige Haus, das einen großen Innenhof umschließt, hat 17 Jahre leer gestanden, die Zimmer sind voller Müll und Taubendreck.

„Als erstes haben wir sauber gemacht“, erzählt Ivanete Araújo, Hauptkoordinatorin. In einem *mutirão de limpeza*, einer konzertierten Säuberungsaktion beladen die Besetzerinnen und Besetzer insgesamt 32 Container mit Müll. 80 Familien schlafen in diesen ersten Tagen in einem großen Schlaf-lager im Erdgeschoss. Nach und nach beziehen sie ihre Zimmer. Wer viele Kinder hat, bekommt zwei, Paare ohne Kinder ziehen in ein Zimmer. Eine *comissão de manutenção*, bestehend aus fünf Technikern, legt die Wasser- und Stromleitungen. „Hier darf keiner dran außer den Mitgliedern der Kommission“, sagt Ivanete und deutet auf die sauber verlegten Stromkabel im Korridor des dritten Stocks. „Wäsche darf hier nicht aufgehängt werden – nur in den Zimmern und vor den Fenstern.“ Es gibt eine Reihe von Regeln in diesem besetzten Haus. Wer sie verletzt, muss mit Strafen rechnen. Im schlimmsten Fall droht der Rausschmiss.

Das MSTC hat sich vor fünf Jahren aus der UMM verabschiedet. „Der Unterschied zwischen denen und uns ist, dass wir hier wirklich kämpfen und mit Hausbesetzungen Druck machen.“

Wenn man Elisete zuhause antreffen will, dann muss man sonntags kommen – das ist ihr freier Tag. Sie wohnt mit ihrer Freundin Kelly und den Kindern in einem Zimmer im zweiten Stock.

Abgesehen von den Basecaps, die die beiden Frauen tragen, hängt ihre gesamte Mützensammlung aufgereiht an der Wand. Genau wie die Schulrucksäcke der fünf Kinder, mit denen das Paar zusammenlebt. Kelly hat drei eigene und versorgt zusammen mit Elisete die zwei Kinder ihrer Schwester, die im Krankenhaus liegt. Im Zimmer steht ein breites Bett für die Erwachsenen und ein Doppelstockbett für die Kinder.

Draußen, wo der Flur in den nächsten Gebäudeflügel übergeht, ist viel Platz. Elisete hat den Fernseher rausgestellt, es läuft Tom & Jerry. Eine Horde Kinder liegt davor.

„Sonntags mach ich hier den Kindergarten“, sagt Elisete und zündet sich eine Zigarette an. Sie sitzt auf dem Parkettboden, raucht und lächelt. „Natürlich bin ich glücklich, filha! Leb du mal auf der Straße!“

#### 4. Februar 2009, 21.15 Uhr – Urbanisiert schöner wohnen

Kollege Rogério Gentile von der Folha de São Paulo nimmt mich auf dem Nachhauseweg mit. Er fährt nach Cambuci, wo er mit seiner schwangeren Frau und seinem Sohn in einem umgitterten Apartmenthaus mit Portier und begrüntem Hof wohnt. „In der Nähe ist sogar ein Park.“ Wir fahren an drei Prostituierten vorbei, die man nur für Männer hält, wenn man weiß, dass hier der travesti-Strich ist. Ich bin fast zuhause. Rogério hält, sieht einem Jungen nach, der auf dem Bürgersteig ein Lagerfeuer entzündet hat und blickt mich vorwurfsvoll an. „Zieh endlich in eine urbanisiertere Gegend.“

#### 16. Die Gesetze sind gut

„Wenn ihr irgendwo hier in der Favela, in Bahia oder Piauí ein Grundstück besitzt, dann bringt es nichts, das zu verschweigen.“ Stacy spricht sehr laut und sehr deutlich. Sie lacht viel und blickt stets aufmerksam in die Runde. Zusammen mit ihrer Studienkollegin Gabriela kommt sie seit drei Jahren regelmäßig in diesen Klassenraum einer Schule in Paraisópolis. Die beiden Jura-Studentinnen helfen den 400 Bewohnerinnen und Bewohnern eines Blocks dabei, Besitztitel für den Boden unter ihren Häusern zu bekommen. Dieses Recht ist ihnen im Urbanisierungsgesetz garantiert.

„Aber die meisten Bewohner kennen ihre Rechte nicht“, sagt Gabriela. Oder sie haben nicht das Wissen, um sie durchzusetzen. Mehr als die Hälfte der Erwachsenen in Paraisópolis hat nur die Grundschule besucht. 15.000 von ihnen können weder lesen noch schreiben. „Und das führt eben noch zu einem ganz anderen Problem“, so Gabriela. „Wer von außen kommt und irgendwie einen akademischen Habitus hat, wird ganz schnell mit dem Staat identifiziert, und dann kann man die Zusammenarbeit vergessen.“

Die soziale Kluft zwischen akademischen Helfern und extrem bildungsfernen Klienten macht eine besondere Vorbereitung nötig. Die Studierenden haben Texte des Reformpädagogen Paulo Freire gelesen, um Anregungen für „den richtigen Ton“ bei der Kommunikation mit den Bewohnern zu bekommen. Sie raten mir, mich vor Ort „ganz natürlich“ zu geben und sind besorgt, dass sich die deutsche Reporterin in der Favela wie bei einem Zoo-besuch verhalten könnte.

Im Klassenzimmer sitzen 15 Leute. Weil nicht zu jedem Treffen alle Bewohner erscheinen, erklärt Stacy noch einmal alle Kriterien, die erfüllt sein müssen, um das *usucapião coletivo*, die kollektive Ersitzung laut dem Gesetz mit der Nummer 10.257/2001 für einen ganzen Häuserblock zu bekommen.

Ein großer, hagerer Mann stellt die Frage, ob er seinem Sohn sein Haus überschreiben kann. „Und was mache ich, wenn ich mein Haus eines Tages verkaufen will? Muss ich dann meinen Sohn um Erlaubnis bitten?“ Edmundo Rodrigues Lima, 66, kam aus einer kleinen Stadt in Bahia nach São Paulo. In der Favela in Morumbi baute er sich eine Baracke. „Letztes Jahr im September wurden es 33 Jahre, die ich hier wohne.“

Noch Anfang der 1950er Jahre war Morumbi fast unberührtes Land der öffentlichen Hand am damaligen Stadtrand, das Stück für Stück zur Bebauung freigegeben wurde.

Die Baufirmen, die dort gehobene Wohnhäuser und ein großes Fußballstadion für den Verein FC São Paulo bauen sollten, brauchten Arbeitskräfte. Die kamen aus dem Nordosten des Landes, wo Arbeit und Bodenflächen zur Bewirtschaftung rar waren. Die große Mehrheit der Bewohner Paraisópolis‘ stammt heute aus dieser Region.

Für Tausende Bauarbeiter, die am Projekt Morumbi mitwirkten, gab es damals keinen Wohnraum – aber ein herrenloses Gelände in direkter Nachbarschaft, ungenutzter Privatbesitz, auf dem sich die Arbeiter Baracken bauten – als Übergangslösung. Alle Beteiligten dachten, dass die nordestinos nach dem Ende der Bauarbeiten in ihre Heimat zurückkehren würden. Das ist die Gründungsgeschichte von Paraisópolis.

Edmundo kam später. Er war auf der Flucht vor seiner Exfrau, die ihn unbedingt wiederhaben wollte. Mit zwei Reisetaschen stieg er in einen Bus Richtung Südosten. „Und am 25.9.1975 kam ich hier an. „Damals gab’s hier nur Erde, die Häuser waren aus Holz, oder nicht mal das – manche waren aus irgendwelchen Resten und Stückchen, aus diesem und jenem gemacht. Man hatte ja nichts.“

Edmundo arbeitet als Kassierer in Bussen und als Insektenvernichter. Er lernt eine neue Frau kennen, bekommt zwei Kinder mit ihr und macht über die Jahre aus der Baracke ein Haus. Heute hat es Küche, Bad, ein Wohnzimmer im Erdgeschoss und zwei Schlafzimmer und eine Terrasse im ersten Stock – gut 80 m<sup>2</sup> Wohnfläche. Von der Terrasse aus sieht man ringsum ähnliche Häuser. An vielen wird gebaut. Paraisópolis‘ Bevölkerung wächst, und viele Bewohner sind dabei, ihre Häuser aufzustocken – für ihre Kinder, oder um mit Vermietung das Familieneinkommen aufzubessern.

Die Stadtverwaltung hat die Straßen asphaltiert, Wasserleitungen gelegt und fährt inzwischen auch flächendeckend den Müll ab. Edmundos Haus ist sogar an die Kanalisation angeschlossen. Das ist in Paraisópolis allerdings noch immer eine Seltenheit.

„Am 8.8.2003 haben wir uns das erste Mal mit den Studenten getroffen“, sagt Edmundo. „Seitdem machen wir diese Sache mit dem *usucampião*.“<sup>8</sup> Stacy und Gabriela waren noch Teenager, als ihre Vorgänger von der Rechtsfakultät mit dem Projekt anfangen. Die haben die Fakultät längst verlassen und die beiden Frauen sind inzwischen auch schon im letzten Studienjahr.

„Die Rechtspflege ist auf diese Prozesse überhaupt nicht vorbereitet. Das Gericht schätzt, dass es noch weitere sieben Jahre dauern wird,“ sagt Gabriela.

Die Bewohner im Klassenraum diskutieren inzwischen ein ganz anderes Problem: die kaputte Straßenbeleuchtung an der meterlangen Treppe, die hinauf nach Morumbi führt. Stacy und Gabriela würden sich jetzt gerne verabschieden und geben Datum und Uhrzeit der nächsten Versammlung bekannt. Stacy betont noch einmal, dass es für jedes Problem eine Lösung gibt: „Wenn jemand woanders ein Grundstück besitzt, dann machen wir einen *jeitinho*“ – eine typisch brasilianische Improvisation, ein praktischer kleiner Schwindel, um ans Ziel zu kommen. „Dann lassen wir das Haus hier auf die Ehefrau oder ein Kind umschreiben. Ihr müsst es uns nur sagen. Denn wenn eine der Forderungen, selbst bei nur einem Haus, nicht eingelöst ist, dann gefährdet das alle. Und die Sache dauert noch länger.“

## 22. Juli 1991 – Verschwunden

„Bewohner bauen ihre Favela am Minhocão ab“ ist der Titel einer Notiz in der *Folha de São Paulo*. Etwa 100 Personen haben fünf Monate auf einem Grundstück am Rand der Hochstraße im Stadtteil Campos Eliseus gewohnt. Nun sind sie und ihre Baracken wie vom Erdboden verschluckt. „Niemand weiß, wohin sie gegangen sind“, steht in der Zeitung. „Die Leiterin des Amtes für soziales Wohlergehen, Cleisa Rosa, 59, erklärt, dass es sich nicht um eine Beseitigung durch die Stadtverwaltung gehandelt habe. »Sie sind von selbst gegangen.«“<sup>9</sup>

## 17. Ein universelles Menschenrecht

Der Bach plätschert zwischen hohem Gras und Bananenstauden dahin. Das Wasser ist klar, verströmt aber einen beißenden Geruch. Rechts ein mat-

<sup>8</sup> Es ist weit verbreitet, aus dem Begriff *usucapião* einen *usucampião* zu machen, eine Wortschöpfung, die den allzu bürokratischen Ausdruck durch Verschmelzung mit den Wörtern *campo* (Feld, Land) und *campião* (Champion) geschmeidiger macht.

<sup>9</sup> „*Moradores desmontam favela no Minhocão*“, *Folha de São Paulo*, 22. Juli 1991, S. 4-2

schiger Feldweg und plattes Land bis zur Avenida, links, jenseits der Holzplankenbrücke, Trümmer: Reste von Baracken und halb eingerissene Backsteinmauern.

Vor einem Monat kam die Sozialassistentin zum ersten Mal und versprach den etwa 200 Familien am Rand der Siedlung Cocaia I urbanização: Wasserleitungen, Kanalisation, Asphalt und Zement auf allen Wegen und Straßen. Sie müssten nur die Personalausweise herzeigen, damit Häuser und Bewohner offiziell erfasst werden könnten. Zwei Wochen später, bei einer Versammlung im Schuppen jenseits des Bächleins gibt die Sozialassistentin plötzlich neue Informationen heraus. Wegen eines Wasserschutzprojekts müssten die Bewohner ausziehen, bekämen als Entschädigung aber einen Scheck über 8.000 Reais. Die Summe setzt sich zusammen aus den bekannten 5.000 Reais der sogenannten verba de apoio habitacional, den die Stadtverwaltung in diesen Fällen zahlt, und einer Aufstockung, die aus dem Etat der Baufirma Consórcio EIT/Santa Bárbara stammt. Die Sozialassistentin betont, dass die Bewohner leer ausgehen werden, wenn sie den Scheck nicht annehmen. Ausziehen müssten sie in jedem Fall.

Das berichten die Einwohner der Gemeinde über die Ereignisse in Cocaia I.

Die Chefin des Amtes für sozialen Wohnungsbau ist für die „Entfernung“ der Bewohner von Cocaia I zuständig: „Wir haben fünf oder sechs Versammlungen abgehalten. Den Bewohnern ist alles supergut erklärt worden,“ sagt Elizabete França. „Und sie hatten eine enorme Palette von Wahlmöglichkeiten. Sie konnten sich aussuchen, ob sie eine Hilfe zur Miete bekommen, während sie auf die Fertigstellung einer Sozialwohnung warten, oder ob sie sich mit der carta de crédito Wohneigentum kaufen. Wenn ein Herr X dann die Wohnhilfe wählt, ist das nicht mein Problem. Entscheidungen zu treffen ist ein universelles Menschenrecht.“

Auf den Einwand, dass ihre Version der Geschichte von der der Bewohner abweicht, erklärt die Amtsleiterin: „Es gibt Protokolle der Versammlungen. Da kann man alles nachlesen.“

Laut der städtischen Datenbank HABISP verdienen die Bewohnerinnen und Bewohner von Cocaia I im Schnitt 382,50 Reais. Viele von ihnen haben Schulden. Für sie ist die Aussicht auf 8.000 Reais in bar ein verlockendes Angebot.

Maria de Fátima da Conceição steht unter freiem Himmel vor der leuchtend blauen Wand ihres Wohnzimmers, neben ihr das Loch, wo einmal ein Fenster war. Sie balanciert auf den Resten des Daches. „Mein Mann hat einen Berg Papiere unterzeichnet. Als die Sozialassistentin hier war, hat er Angst bekommen“, sagt sie. „Und ich verstehe auch nichts von diesen Sachen. Ich wurde noch nie irgendwo rausgeworfen!“ Mit ihrem Mann und ihrem 18-jährigen Sohn wohnt Maria seit vier Tagen im Nachbarviertel, jen-



seits der Avenida, zur Miete. Den Scheck hat sie schon eingelöst, das Geld gut verwahrt. So macht es die Mehrheit der etwa 200 Familien, die in diesem Teil von Cocaia I wohnen: Sie unterzeichnen vier bedruckte Seiten, vorbereitet mit Namen und Adressen. Einen Durchschlag des Dokuments bekommt niemand, dafür aber kurze Zeit später den versprochenen Scheck – ausgestellt von der Firma EIT/Santa Bárbara. Dann ist zehn Tage Zeit, den Auszug zu organisieren, die Fenster und Türen aus den Mauern zu brechen, um sie zu verkaufen oder im nächsten Heim weiter zu verwenden.

Der Konzern schickt 12 Tage später zwei Bagger nach Cocaia I. Sie machen Feuerholz und Schutt aus zehn geräumten Häusern. Bei den Nachbarn wackelt die Tasse auf dem Tisch.

Cocaia I liegt in einer Umweltschutzzone, etwa 30 km vom Stadtzentrum entfernt, am größten Wasserreservoir der Metropole São Paulo. In den Sechziger Jahren siedeln sich hier die ersten Menschen an. Viele von ihnen sind aus Favelas im Zentrum der Stadt vertrieben worden. Andere kamen aus dem Nordosten Brasiliens direkt hierher. Die Stadtverwaltung hat diese Entwicklung ignoriert und im Laufe der Jahrzehnte auch Straßen asphaltiert und Wasserleitungen gebaut. Fast die gesamten Abwässer der inzwischen fast 600.000 Menschen an den Ufern fließen ungeklärt in die Stauseen. Das soll sich jetzt ändern. Was genau mit den Siedlungen geschehen soll, ist aber nicht herauszubekommen. Die 200 Häuser, die jetzt abgerissen werden, sollen einem Park weichen. Ob die anderen Behausungen rund um den See auch noch verschwinden sollen, verrät die Amtsleiterin nicht.

## 18. Aus Rücksicht auf die Bewohner

Zwei Tage später. Eine einstweilige Verfügung hatte die Abbrüche in Cocaia I vorerst gestoppt, nachdem die UMM in den Fall eingegriffen und die Volksanwaltschaft angerufen hatte. Doch der Richter hat die Rechtmäßigkeit des Vorgangs heute früh bestätigt. Und so arbeiten an diesem Nachmittag vier Männer in grasgrünen Anzügen in den Trümmern eines Hauses: Mit Hämmern klopfen sie auf die Mauerreste ein, bis sie knirschend und krachend unter einer Staubwolke zusammenbrechen.

„Komm da weg, sonst fällt die Mauer auf dich.“ Ein kleiner Mann in Shorts und mit Schnauzbart ruft seinen Sohn und wischt sich den Staub aus den Augen. José Severino wohnt weiter oben, da wo die Hauptstraße asphaltiert ist, wo man auf die spiegelglatte Wasseroberfläche sehen kann und die fast malerisch wirkenden Nachbarhäuser der Favelas am Ufer gegenüber. „Als ich hierher gezogen bin, konnte man noch im See baden“, erzählt er. Jetzt sei das Wasser zu schmutzig. „Wir haben es verseucht, né?!“



José grinst spöttisch. Er glaubt, dass auch er bald Besuch von einer Sozialassistentin bekommen wird und hat deshalb einen Verein gegründet, der die Rechte der Bewohner vertreten soll.

Jenseits der Staubwolke hat José jetzt den Ingenieur des Baukonzerns entdeckt und bahnt sich einen Weg über die Trümmer. „Murilo!“ José brüllt. „Das ist doch dein Werk hier, Murilo!“

Murilo Solano trägt einen Helm und festes Schuhwerk. Ein junger Mann Anfang 30, wie José. Seine Hände zittern und er verhaspelt sich beim Sprechen. „Ich bin der leitende Ingenieur hier, das ist alles“, sagt er. „Ich habe euch versprochen, kein Haus einzureißen, in dem noch Leute sind. Und wir kommen auch nicht mehr mit Baggern. Aus Rücksicht auf euch arbeiten wir jetzt nur noch manuell.“ Und das, obwohl es teurer sei und nicht einkalkuliert.

„Oh ja, ihr seid so gut! Ihr habt sogar 3.000 dazu gegeben, né?“ José's Stimme hat einen bösen Unterton. Murilo sagt: „Ähm, diese... Details können mit der Sozialassistentin besprochen werden...“ Ich bitte den Ingenieur, eine der Sozialassistentinnen anzurufen. Die Stimme von Gislaine, die ihren Nachnamen nicht nennen will, tönt aus dem Funkgerät: „Wir müssen keinerlei Fragen beantworten. Auskunft gibt nur das Amt für sozialen Wohnungsbau. Anordnung der Amtsleiterin.“

Elisabete França antwortet per Email: Ab jetzt laufe alles nur noch über ihre Pressestelle. Alle „Zusatzanfragen“, wie etwa die versprochene Einsicht in die Versammlungsprotokolle, solle ich mit dem Pressesprecher verhandeln. Doch der ist telefonisch nicht zu erreichen und antwortet auch nicht auf Emails.

Sowohl Murilo Solano als auch Gislaine arbeiten kurz darauf nicht mehr in Cocaia.

„Kein Wunder, dass die Amtsleiterin blockt“, sagt Volksverteidiger Carlos Henrique. „Die rechtliche Basis für ihr Vorgehen ist sehr dünn. Aber viel wichtiger ist, dass eine Entschädigung für Wohnraum das verfassungsrechtlich garantierte Recht auf Wohnung verletzt!“ Dann müssten die Bewohner doch gute Chancen haben, den Prozess zu gewinnen, sage ich. Carlos Loureiro seufzt. „Es wird sehr schwierig werden und Jahre dauern. Kaum ein Richter kennt sich mit unseren Stadtplanungsgesetzen aus. Ich habe schon oft den Satz gehört: «Also bitte, die Bewohner sollen von einem Urbanisierungsprojekt profitieren. Worüber beschwerten die sich?»“

In Cocaia haben die Männer in Grün ihre Hämmer in die Schubkarren gelegt und sind in Richtung Bauschuppen verschwunden. Es dämmt. José stakst mit seinem Sohn an der Hand über die frischen Trümmer.

„Uns wurde Kaaffeee versprochen! Und Keeeeekse!“ José lacht. Nebenan wohnt Cynara mit ihren zwei Töchtern. Das Wasser kocht schon, und José

lässt sich auf einem Küchenstuhl nieder. Es gibt mit Margarine bestrichene Salzkekse.

Bis vor kurzem wohnte auch noch Cynaras Mann hier. Nachdem er den Scheck eingelöst hatte, ist er mit drei von achttausend Reais abgehauen. Immerhin hat er nicht das ganze Geld mitgenommen, wie andere Familienväter aus der Nachbarschaft.

## **24. Februar 2009, 22.30 Uhr – Agora vai!**

„Wenn du verschnupft, deprimiert oder verschuldet bist, kein Problem! Trink einen Catuaba<sup>10</sup> oder ein Bohnensüppchen. Geh raus aus diesem Internet, nimm eine Tüte Konfetti und spring auf den Minhocão!!“ Eine Horde junger Leute in Bademänteln, mit großen Krawatten und Hawaiihemden zieht über die Hochstraße. Musiker mit Mandoline, Trompete, Tamborim und Basstrommel spielen immer wieder denselben Samba. Die Nachhut des Zugs bildet ein Herr, der eine Styroporkiste mit geschmolzenem Eis und wenigen übrig gebliebenen Bierdosen hinter sich herzieht.

Das ist der bloco Agora vai!, ein Karnevalsverein, gegründet von Künstlern. „Seit 2004“ wirbt das schlichte Pappwappen, das Eduardo Alves vor sich her trägt. „Beim ersten Mal haben wir so viel getrunken, dass wir gar nicht losgehen konnten. Und so haben wir uns im Jahr darauf Agora vai! – ‚Jetzt aber!‘ genannt.“

„Der Minhocão ist unsere Bühne“, sagt Eduardo Alves später im „Vereinsheim“ des bloco, einer winzigen Kneipe nahe dem nordwestlichen Ende der Hochstraße. „Das Gute am Minhocão ist: Ele balança mas não cai – Er schwankt, aber er bricht nicht zusammen.“

## **19. Danke**

An die Heinz-Kühn-Stiftung, die mir ermöglicht hat, den Begriff „Mega-City“ mit Leben zu füllen. An Rogério Gentile für seine Freundlichkeit und die vielen guten Tipps. An Eric Verhoeckx vom Fórum Centro Vivo, der mir Zugang zu Informationen verschaffte, die ich sonst kaum bekommen hätte. An Tarcísio Geraldo Farias, der nicht müde wurde, mir in nächtlichen Spaziergängen das Zentrum von São Paulo zu erklären. An Juliana Bittencourt Bovolenta, mit der ich die Neugier auf das „urbane Meisterwerk“ vor un-

<sup>10</sup> Heiliger Agora vai!-Trank

seren Fenstern teilte und die mir eine Freundin geworden ist. An Verônica Kroll, die mir auch wegen ihrer deutschen Abstammung einen Vertrauensvorschuss gab. An die Folha de São Paulo für die Einblicke in ihr Tagesgeschäft und ihr Archiv. Und an Benedito Roberto Barbosa und Donizete Fernandes de Oliveira von der UMM, die mich an den Rand São Paulos brachten.